FOTOS: BUNTE

Liebespaar Scharping/Pilati in der „Bunten“: *Planschen, kreischen und knutschen*

Nur die Liebe zählt

Der Chef turtelt auf Mallorca, die Truppe soll nach Mazedonien: Mit seinem Foto-Roman als Jungverliebter macht sich Verteidigungsminister Rudolf Scharping zum Gespött der Kollegen, zum Ärgernis für Kanzler und Generäle – ein neuer Tiefpunkt des deutschen Polit-Entertainment.

Mein Gott, Rudolf. Irgendwie guckten alle so komisch am Donnerstag vergangener Woche, als Verteidigungsminister Rudolf Scharping, 53, den Kabinettssaal des Berliner Kanzleramts betrat. Aber gesagt hat keiner was. Nicht mal, dass er gut erholt wirkte, wie er da straff und forsch seinen Stuhl ansteuerte, braun gebrannt, kurz geschoren und starren, wenn auch enttäuschend unverzückten Blickes. Auf den Illustrierten-Bildern aus dem Traumurlaub in Mallorca waren seine Augen glückselig fast bis an die Brillengläser vorgestoßen.

Das muss, nach dem Planschen und Kreischen und Knutschen im Pool des mallorquinischen Luxushotels, ein richtiger Stilleschock gewesen sein für Rudolf Scharping. Keine Anspielung, kein Scherz, nichts.

Dabei hatten sie es alle gelesen in der „Bunten“. Dass sie nie mehr auseinander gehen wollen, die Gräfin und ihr Minister. Obwohl das Leben im Fluss ist. Dass die Liebe ihren Rudolf stärker macht. Aber dass der Verteidigungsminister natürlich nicht will, „dass das private Glück zu einer öffentlichen Schau verkitscht wird“.

Nur, es ist eben nicht nach seinem Willen gegangen. Und das Schweigen seiner Kabinettskollegen deutete er richtig. „Kritik“, weiß Scharping, „kommt in der Politik in der Regel wortlos daher.“

So war es. Die Ministerinnen und Minister, die zu einer Sondersitzung nach Berlin gerufen worden waren, um 500 Sol-

MARC DARCHINGER

Scharping, Ministerkollegen*
Keine Anspielung, kein Scherz

* Gesundheitsministerin Ulla Schmidt und Arbeitsminister Walter Riester (l.) am vergangenen Donnerstag während der Kabinettssitzung.

Deutsche Soldaten im mazedonischen Tetovo: *Bei 33 Grad Hitze die Panzer munitionieren*

R. RIEDLER / AGENTUR ANZENBERGER

daten der von Rudolf Scharping geführten Bundeswehr zu einem riskanten Einsatz nach Mazedonien zu schicken, hatten sich über den „unglaublich dämlichen Rudolf“ längst die Mäuler zerrissen. Einhelliges Urteil über das Interview und die Fotos vom Liebesglück des Ministers und seiner turtelnden Gräfin: „Furchtbar.“

Zunächst hatten die Vorausmeldungen der Agenturen beim Bundeskanzler und bei seinem Tross während seiner Sommerreise durch die östlichen Länder noch für heftige Erheiterung gesorgt. Die wich aber bald fassungsloser Wut: Wie kann einer nur so blöd sein? Hat der keine anderen Probleme? Dass Schröder offiziell nichts sagen wollte, verstand sich. Er verschanzte sich hinter der Formel: Was ein Minister im Urlaub macht, ist seine Privatsache.

Aber ist es das? Noch klingt die Erregung nach, mit der die Berichterstattung der Presse über den Freitod von Kanzlergattin Hannelore Kohl diskutiert wurde. Die Empörung darüber, dass die Medienmeute scham- und rücksichtslos ins Privatleben von Politikern eindringe, Intimes ans Licht der Öffentlichkeit zerre, Persönlichkeitsrechte missachte, gehört zum Selbstschutz-Ritual der Polit-Profis.

Und das wäre auch gut so, drängten sich nicht die Damen und Herren aus der Politik selbst mit ihren Traumhochzeiten, tragischen Scheidungen und sexuellen Vorlieben, mit Diätvorschlägen, Trinkgewohnheiten und Askesegelüsten den Menschen draußen im Lande auf.

Längst hat sich das Wahlvolk an das Berliner „Politainment“ gewöhnt, wo die Bierbestellungen des Kanzlers zum Schlagerhit werden und seine Cousinen zur Deutschlandpolitik. Der Finanzminister lässt seine Sparprogramme von einer Rockband vortragen und sich mit Wonne Akten lesend im Krankenbett ablichten, der schöne Kulturminister Julian Nida-Rümelin heiratet im dunkelblauen Anzug des neapolitanischen Edelschneiders Cesare Attolini, der jede Naht handgestichelt hat, seine liebreizende Dichterin Nathalie Weidenfeld in einem Kleid von Yves Saint Laurent aus bronzefarbener Seide.

Auf der Bonner Hardthöhe wurden Bilder von „unserem liebestollen Rudi“ von Amtsstube zu Amtsstube gereicht.

Der Außenminister hechelt im durchschwitzten Joggingdress durchs Land und verkauft seinen „langen Lauf zu sich selbst“ als Buch-Bestseller. Der Unionsfraktionschef Friedrich Merz erfindet sich eine robuste Jugend, Sittenwächter Guido Westerwelle hält den Vaterlandsgedanken im „Big Brother“-Container hoch. Und so weiter, Ende offen.

Doch es blieb dem Verteidigungsminister vorbehalten, „die Kolonisierung der Politik durch die Medien“, wie der Dortmunder Politikwissenschaftler Thomas Meyer die „Mediokratie“ charakterisiert, auf einen neuen Tiefpunkt zu bringen: als Rudolf der Eroberer.

Nur wenige gesellschaftliche Ereignisse haben sich so tief in das Gedächtnis von Moritz Hunzinger gegraben wie sein 134. Politischer Salon. Insgesamt 65 Spitzenmanager waren am 8. September 1999 der Einladung des windschlüpfrigen Frankfurter Kommunikationsberaters gefolgt, um bei Tafelspitz an grüner Soße den Ausführungen eines echten Regierungsmit-

glieds zu lauschen. „Aus dem Stegreif“, erinnert sich Hunzinger, habe Verteidigungsminister Rudolf Scharping „über seine Sicht der Dinge in Berlin und in der Welt“ parliert und recht bald die Aufmerksamkeit einer an der linken Tischkante platzierten Dame erregt: Kristina Gräfin Pilati von Thassul zu Daxberg-Borggreve, geborene Paul.

Seither tut Scharping wie verzaubert. Konnte ihn früher nicht einmal eine schwere Hepatitis davon abhalten, schleppenden Ganges seinen Aufgaben nachzukommen, tänzelte er nun demonstrativ verliebt durch den Berliner Reichstag. „Scharping: Neues Glück“ titelte „Bild“ und durfte nahezu wöchentlich über Turteleien, Heiratsgerüchte und Liebe selbst in Zeiten der Influenza („Gräfin Pilati kuriert Scharpings Lungenentzündung“) berichten.

Beraten vom smarten PR-Profi Hunzinger, schien das traute Paar alles zu tun, um den steifen Parteisoldaten Scharping als zärtlichen Liebhaber darzustellen.

Die ersten Bilder des Paars, per Digitalkamera aufgenommen im Taunus an einem sonnigen Samstag im August vergangenen Jahres, hatte Scharping selbst ausgewählt und für „Bild am Sonntag“ freigegeben.

Mit seinen jüngsten Liebesgeschichten indes hat Scharping, so scheint es, den Bogen überspannt. Angesichts seiner Verbalattacke gegen jugendliche Arbeitslose sowie der anstehenden Mazedonien-Entscheidung wirkten die von „Bunte“ verbreiteten Urlaubsbilder auf viele Betrachter geradezu obszön. „Mit solchem Exhibitionismus“ beschädige der Minister das Ansehen der Politik, wetterte CDU-Wehrexperte Thomas Kossendey. FDP-Parteichef Guido Westerwelle ereiferte sich intern über die „unglaubliche Geschmacklosigkeit“ des Verteidigungsministers.

Besonders befremdet reagierten die Militärs auf Scharpings neueste Love-Story. Von Amtsstube zu Amtsstube wurden die Bilder weitergereicht. Während die weibliche Vorzimmer-Belegschaft über „unseren liebestollen Rudi“ spottete, kämpften die Militärs um ihre Contenance.

„Im Kosovo munitionieren die Jungs gerade bei 33 Grad schwitzend ihre Panzer und Gewehre für den Mazedonien-Einsatz auf – und dann sehen sie, wie ihr Oberbefehlshaber im Pool mit der Geliebten schäkert“, ärgerte sich ein General. Die „Bunte“-Strecke, schwante einem Minister-Mitarbeiter, „wird Biolek hoch zwei“.

Im Januar hatten SPD-Vize Scharping und Gespielin in Alfred Bioleks Talkshow („Nur die Liebe zählt“) geturtelt – genau zu der Zeit, als Bundeswehr und Öffentlichkeit heftig über gesundheitsschädigende Uran-Munition debattierten.

Danach gingen bei Spitzenmilitärs und Parlamentariern serienweise Anrufe irritierter Soldaten ein: Vor lauter Herzflimmern habe Scharping wohl kein Gefühl mehr für Sorgen und Nöte seiner Leute.

Nun verspielt Scharping auch im Parlament Punkte. „Wenn Rudolf so weitermacht, schafft er es nicht mehr bis zur Wahl“, befürchtet die grüne Verteidigungsexpertin Angelika Beer. „Rudi hat ein Rad ab“, lästert ein Fraktionsgenosse. „Das Signal für die Soldaten ist katastrophal“, grollt CDU-Wehrexperte Paul Breuer. Und der vormalige Hardthöhen-Staatssekretär Willy Wimmer (CDU) fragt, wie es wohl bei den Soldaten auf dem Balkan und deren weit entfernten Familien ankomme, „wenn der oberste Dienstherr sein liebesgeschwängertes Dolce Vita öffentlich breittritt und zum Besten gibt, dass ein ‚starker, liebevoller privater Background eine wunderbare Hilfestellung und Stärkung ist‘?“

Rudolf Scharping gab sich am Donnerstag so, als könne er das Befremden über seine peinliche Selbstinszenierung überhaupt nicht verstehen. Tut er nicht seine Pflicht als Minister? Sollte er nicht nach seinen harten Dienstwochen mit 80 bis 100 Arbeitsstunden mal zwei Wochen Urlaub machen dürfen? Und ist er nicht auch von Mallorca aus täglich mit seinem Ministerium telefonisch verbunden gewesen?

Vielleicht – rät Scharping erbost seinen Kritikern – sollten sie ihre Aufmerksamkeit einmal „auf die einfache Tatsache“ richten, „dass erst eine nächtliche Intervention des Verteidigungsministers die Finanzierung des Mazedonien-Einsatzes gesichert hat, nach einigen Gesprächen mit Kanzleramt und meinem Haus“.

ACTION PRESS

Trauernde Familie Kohl*: *Empörung über die Medienmeute*

* Helmut Kohl mit Schwiegertochter Elif und Sohn Peter, dahinter Kohl-Sohn Walter am 11. Juli auf der Trauerfeier für Hannelore Kohl.

BERLINER POLITAINMENT

Wie Politiker ihr Privatleben öffentlich zur Schau stellen

FRANK OSSENBRINK

Kranker Finanzminister Eichel

JENS MEYER / AP

Kanzler Schröder, Cousinen

MICHAEL TINNEFELD / PEOPLEIMAGE

Jogger Fischer (l.), Hochzeitspaar Nida–Rümelin, Weidenfeld

RALF HIRSCHBERGER / ZENTRALBILD

CDU-Politiker Merz, Familie

GEORG LUKAS

ENDEMOL / DPA

„Big Brother"-Besucher Westerwelle

Scharping redet und redet und redet. Er fühlt sich als Aufklärer, zitiert Kant und wirft seinen Kritikern „selbst verschuldete Unmündigkeit" vor. Dass Bilder heute stärker wahrgenommen werden als Worte, weiß er auch. Trotzdem findet er es „infam", seine persönlichen Frohsinnsbotschaften mit den kriegerischen Zukunftsvorbereitungen seiner Truppe zusammen zu sehen.

Nein, einen Fehler kann der Minister wirklich nicht erkennen. „Halten Sie das Bild von mehreren Aktentaschen und einem Schreibmaschine schreibenden, telefonierenden Minister für attraktiver als schöne Urlaubsbilder?"

Strahlend signiert Scharping am Abend nach der Kabinettssitzung im Berliner ZDF-Studio ein Exemplar der „Bunten". Gern erklärte er sich vor der Aufzeichnung eines Fernsehinterviews bereit, auch zu persönlichen Dingen Auskunft zu geben. Aber ZDF-Mann Helmut Reitze hinderte den Minister, weitere Bekenntnisse abzulegen.

Und in den Urlaub reiste er am Freitag trotzig zurück – für ein letztes Wochenende. Der Mann weiß schließlich, was da vorgeht in Berlin: Die „Schubladenzimmerer" sind wieder am Werk, die den „furztrockenen Aktenhengst Scharping" längst einsortiert haben in ihre Klischee-Kisten: „Aber der bin ich nicht. Und der werde ich nie."

Dass sich Rudolf Scharping missverstanden fühlt, hat eine lange Tradition. Er wünsche sich, sagt er, dass eines endlich akzeptiert werde: dass es ihm immer wirklich um die Sache gehe, nicht um die Karriere. Es ist schon ein Kreuz mit dieser Medienrepublik, die Gründlichkeit mit Langsamkeit verwechselt und Ernsthaftigkeit mit einem Mangel an Humor.

„Sein Unglück ist immer gewesen, dass seine Talente der Vermittlung bedürfen,

Selten klaffen bei einem Politiker das Selbstbild und das Fremdbild so weit auseinander wie bei Rudolf Scharping.

während er glaubt, dass er selbst der beste Vermittler ist", sagt ein langjähriger Vertrauter. So ist es nun wieder. Dass er glaubt, was er fühlt, bezweifeln Scharping-Kenner nicht. Aber alle sind sich auch sicher, dass er unfähig ist, seine Gefühle, wenn es denn schon sein muss, halbwegs angemessen und glaubwürdig zu präsentieren. Der Mann sei sprunghaft, unberechenbar, beratungsresistent und immer in Gefahr, nach tatsächlichen und vermeintlichen Erfolgen Bodenhaftung und den Kontakt zur Realität zu verlieren.

So arrangierten Pilati und Scharping, der seit der gemeinsamen Reise ins Heilige Land im vergangenen Dezember den Spitznamen „Pontius Pilati" trägt, die Publicity-Termine mit Bio, „Bild" und „Bunte" in eigener Regie. Die Profis im Pressestab des Ministeriums wussten nichts.

Ausgerechnet einer, der für das desaströse Echo solcher Auftritte keinerlei Verantwortung zu tragen hat, wird nun aber aus dem Amt entfernt: Pressechef Detlef Puhl, 50, soll, so will es der Minister, am 1. Oktober seinen Posten räumen.

Scharping hatte den renommierten Journalisten und Fachmann für Außen- und Sicherheitspolitik 1998 bei der „Stuttgarter Zeitung" abgeworben – aber in jüngster Zeit von Informationsströmen ziemlich abgekoppelt. Nun soll Puhl im bayerischen Garmisch arbeiten – als Leiter eines wissenschaftlichen Bereichs am amerikanisch-deutschen George Marshall Center, einer Institution, die Offizieren und anderen Staatsdienern aus dem vormaligen Ostblock am Fuß der Zugspitze westliche Demokratie näher bringen möchte.

Als Puhl-Nachfolger hat Scharping den SPD-Mann Franz Borkenhagen, 55, ausgeguckt, bisher stellvertretender Chef des Planungsstabs im Ministerium. Der Ex-Offizier war früher einmal Referent für Militärfragen in der SPD-Zentrale und später in der nordrhein-westfälischen Staatskanzlei tätig. Er ist zwar kein Medienprofi, gilt aber als robuste Natur. Ro-

bustheit wird er brauchen, denn selten klaffen bei einem Politiker das Selbst- und das Fremdbild so weit auseinander wie bei Rudolf Scharping. Jüngster SPD-Ministerpräsident ist er gewesen, Partei- und Fraktionschef in Personalunion, Kanzlerkandidat und beinahe Kanzler. Der Beste, Erste, Schnellste wollte er sein. Aber nie konnte er seine Umwelt dauerhaft von sich überzeugen.

In Mainz hatte er es geschafft, zum Ministerpräsidenten aufzusteigen. Dort war er unbestritten die Nummer eins. In Bonn aber war die Nummer eins sein Landsmann Helmut Kohl, der damals schon zwölf Jahre regierte.

Trotz anfänglich traumhafter Umfragewerte schmierte der SPD-Kanzlerkandidat Scharping bei der Wahl 1994 ab. Er verhedderte sich in Details, wobei er nicht nur die Begriffe Brutto und Netto, sondern auch die öffentliche Diskussion derart durcheinander brachte, dass am Ende weder er noch seine Parteifreunde den Durchblick behielten. Kohl triumphierte über den Neuling und gewann.

So ging es weiter. Der Oppositionsführer

- verdross seine Fraktion durch überflüssige Geheimniskrämerei und einsame Personalentscheidungen,
- brachte die SPD-Ministerpräsidenten gegen sich auf, weil er sie nicht in seine Oppositionsstrategien einweihte,
- überhörte geflissentlich die Kritik an seiner Amtsführung und fiel aus allen Wolken, als er 1995 in Mannheim als SPD-Chef abgewählt und Oskar Lafontaine sein Nachfolger wurde.

Selbst langjährige Freunde haben es aufgegeben, Rudolf Scharping zu verstehen. Er selbst, so versichert er bis heute, habe sich am besten getroffen gesehen in einem Porträt, das der „Psychologie heute“-Chefredakteur Heiko Ernst im Jahr 1994 über den Kanzlerkandidaten Scharping schrieb.

Der Sozialdemokrat, heißt es da, sei der „ideale Politiker für diese neue Politik-Öffentlichkeits-Medienlandschaft“. Er verkörpere den „fittesten für das Überleben in der immer perfekter ausgeleuchteten Politszene“, sei der „am weitesten entwickelte Phänotyp“ für die moderne Politik. Nur stand der Autor mit dieser Ansicht ziemlich allein da.

Die öffentliche Mehrheit sah und sieht einen drögen, starren, langsamen Mann. Sie schaut auf einen 1,89 Meter großen Politiker mit einem Bubengesicht, das gleichzeitig zu alt und zu jung wirkt für seine Jahre, sie hört eine dröhnende Stimme, die fast immer ein wenig beleidigt klingt, ein bisschen wie die von Helmut Kohl.

Scharping, das ist der, dem die Gesten so oft verrutschen, dem die Inszenierung seiner selbst misslingt. Er benimmt sich, als ob ihm der eigene Körper im Wege sei.

Seinen Mitarbeitern kommt es manchmal so vor, als sähe er sich selbst im Kino. Im Zustand permanenter Übermüdung, pflegt er seine Umgebung monoton mit abgehobenen Litaneien zu quälen, immer einen Halbton daneben. Seine spezielle Form von Eitelkeit wird dann sichtbar, die sich weniger in Posen ausdrückt als in intellektuellen Schlaumeiereien.

Rudolf Scharping kann nur Politik, nichts sonst hat er gelernt. Er ist der Prototyp jenes Berufspolitikers, der als Assistent eines Bundestagsabgeordneten anfängt und die Ochsentour nach oben macht. In die Politik geriet er, weil der einstige Bonner Kneipier Friedhelm Drautzburg, seinerzeit Assistent beim SPD-Bundestagsabgeordneten Dietrich Sperling, eines Morgens beschloss, die linke Kultkneipe „Schumannklause“ zu kaufen, wo er bis dahin gekellnert hatte. Drautzburg, gebürtig aus Wittlich in der Eifel, kannte Scharping und empfahl ihn an Sperling – der Beginn der wundersamen Karriere.

Natürlich griff Scharping zu, er wollte ja etwas werden. Es war schließlich nicht selbstverständlich, dass das älteste von sieben Kindern eines bankrotten Möbelhändlers den Aufstieg schafft zum Politikstudium. In der Kommunal- und dann in der Landespolitik diente er sich nach oben.

Wilhelm („Lem“) Dröscher, der „gute Mensch von Kirn“, war sein Vorbild. Der kannte in der Pfalz nicht nur jeden Winzer, sondern auch jeden Rebstock persönlich. Von ihm lernte Scharping, dass es wichtig ist, über Land zu laufen oder zu fahren und Klinken zu putzen. So wurde er Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz.

Auf Sachthemen hat er sich gestürzt, hat mit sehr gutem Gedächtnis Detailwissen gesammelt, mit „Fleißkärtchen“ regiert, so lief der Spott in der Fraktion. Er war ja nicht brillant, so wie andere, sondern einer, der Schwierigkeiten hat, mit seiner Rede jenes „Pathos“ zu erreichen, „das unangreifbar macht“, wie es der SPD-Intellektuelle Peter Glotz einmal formuliert hat.

So erwarb er sich angeblich das Lob des alten Patriarchen Willy Brandt, das oft respektvoll zitiert wurde unter der Enkelgeneration: „Vergesst mir den Mainzer nicht.“ Bis heute kennt keiner die Quelle dieser Enkel-Ernennung.

Wahr ist aber, dass Rudolf Scharping seinen Willy so verehrte, dass er begann, Brandt nachzuahmen. Er redete wie der Alte und kopierte auch seinen Gang, das heißt: Er ging nicht, er schritt. Weil das ungemein komisch und steif aussah, wurde vor ein paar Jahren die Erklärung lanciert, Scharping habe in jungen Jahren eine Hüft-

SCHARPINGS PLEITEN UND PANNEN

AP / ULLSTEIN BILD

Im Juni 1996 stürzte der begeisterte Radfahrer Scharping im Westerwald schwer und zog sich eine Gehirnerschütterung zu.

ARD

Im Januar 2001 beschwerten sich zahlreiche Militärs über den TV-Auftritt des Paares Scharping/Pilati bei Biolek.

LOTHAR SALZ / LS-PRESS

Im Dezember 2000 mokierte sich Berlin über Scharpings Begleiterin Pilati bei einer Dienstreise des Ministers in den Nahen Osten.

LESLIE KOSSOFF / DPA

Im September 2000 fuhr Scharpings Auto bei einem Besuch des US-Pentagon auf eine Sperre, der Minister wurde am Fuß verletzt.

FRIEDHELM SCHULZ

Parteifreunde Scharping, Lafontaine*: *Völlig neben der Wirklichkeit*

verletzung gehabt, die ihn so steif daherkommen lasse. Pech war nur, weiß ein Vertrauter der frühen Jahre, dass „sich niemand an eine solche Hüftverletzung erinnern konnte“.

Der Junge macht das schon – das war die dramatische und prägende Grunderfahrung in Rudolf Scharpings ansonsten ereignisarmem Aufsteigerleben, das in seiner handgehäkelten Redlichkeit anmutet, als habe „Heimat“-Filmer Edgar Reitz das Drehbuch geschrieben. Bis in den Dialekt hinein wirkt „der Rudolf“ aus dem Dorf Niederelbert wie ein Vetter vom „Herrmännchen“ aus Schabbach.

Zielstrebig absolvierte der Juso den Trampelpfad der politischen Klasse von heute: Penne, Partei, Parlament. Studium der Politischen Wissenschaften, Jura und Soziologie in Bonn. Magister. 1971 heiratet er seine Jugendliebe Jutta Krause, von der er sich jetzt scheiden lässt. Die beiden haben drei Töchter – Susanne, 27, Christine, 25, und Julia, 19 – und wohnten in einer Jugendstilvilla, efeubewachsen und eigenhändig renoviert. Natürlich war Scharping Präsident des Fußballvereins „Eintracht“.

Ein Linker war Scharping nie, auch zu den Pazifisten zählte er nicht. 1966 hatte er sich für zwei Jahre zur Bundeswehr gemeldet, die ihn wegen zu dicker Brillengläser bald nach Hause schickte. Er wollte hin, „weil ich an Kennedy dachte“, sagte er später. „So wie der sagt: Frag nicht, was dein Land für dich tun kann; frag, was du für dein Land tun kannst.“ Dass er in den frühen achtziger Jahren auf ein paar Friedensdemos war, nun ja, das war ja damals nichts Besonderes, das war die Zeit von Ronald Reagan, und im Übrigen – „heute kann ich Helmut Schmidt viel besser verstehen“.

Und als er 1994 zum Kanzlerkandidaten avancierte, zum Herausforderer Helmut Kohls, sah er sogleich den deutschen Bill Clinton in sich: „Da gibt es Parallelen, die ja unübersehbar sind“, sagte er.

Er ist eben auch eine Art TV-Star. Der komplexe Medienalltag ist für Rudolf Scharping eine simple Selbstverständlichkeit. 1966 war er in die SPD eingetreten, zu einem Zeitpunkt also, als das Fernsehen das Politikverständnis schleichend, aber radikal zu verändern begann. Dass Politik sich heute als Medienereignis vermittelt, dass Personen die aussagekräftigsten Symbole der Parteien sind, wer wüsste es besser als der studierte Politologe. Vergangene Woche sagte er: „Sensationen wirken stärker als langfristiges Denken und Handeln.“

Mannheim schien das Ende seiner Karriere zu sein, aber Scharping machte weiter – als Stellvertreter dessen, der ihn entthronte.

Obwohl sich Scharping früh und willig den Ritualen der Telekratie fügte, beharrte er zunächst noch auf Grenzen: „Den Preis der völligen Entprivatisierung will ich nicht bezahlen“, sagte er Mitte der neunziger Jahre. Schließlich habe er sich nicht als Showmaster beworben.

In Wahrheit trat Rudolf Scharping schon damals – wie heute auch – in zwei Inszenierungen gleichzeitig auf: Mit deutlichem Widerwillen und Misstrauen agierte er in der Wahlkampfshow der Medien, wo er in rasantem Tempo vom Sieger zum Flop schrumpfte. Und mit wachsendem Vergnügen setzte er sich mit seiner Selbstinszenierung in Szene – „Mensch Scharping“. Das war sozusagen die erdnahe Single-Version seiner Wasserspiele von heute. Damals verscheuchte Scharping energisch ein Fernsehteam, das sich nach dem Zustand des Ehelebens mit Frau Jutta erkundigte: „Das ist meine Privatsache.“

Trotzdem verlor er – erst die Wahl, dann den Partei-, schließlich den Fraktionsvorsitz. Und zwischendurch stürzte er auch noch wirklich, beim Radfahren auf der Landstraße 323 nahe Nassau an der Lahn. Das war im Juni 1996, er zog sich eine schwere Kopfverletzung zu. „Ein Zentimeter weiter rechts“, sagt Scharping heute, „und ich wäre tot gewesen“.

Seither habe sich in seiner Lebenseinstellung viel geändert, sagte der Minister vergangene Woche. Er sei „nicht mehr derselbe wie damals“. Gelassener sei er geworden. Und lebensbejahender.

Schwierigkeiten mit der Realität, heute wie früher. Völlig neben der Wirklichkeit bewegte sich Scharping vor und während des Mannheimer Parteitags 1995. Nach seiner Wahlschlappe gegen Kohl war offenbar geworden, dass ihn die Doppelrolle als Fraktions- und Parteichef überforderte. Je näher der Parteitag rückte, desto häufiger wurden die Stimmen laut, darunter auch die des Saarländers Oskar Lafontaine, die ihm rieten, eines der beiden Ämter in andere Hände zu legen, um das andere dann umso besser ausüben zu können. Scharping betrachtete solche Ratschläge als Angriffe gegen seine Person.

Noch an dem Morgen, als Lafontaine gegen ihn antrat, verweigerte er sich der Einsicht, dass damit seine Zeit als Vorsitzender vorbei sei: „Er war wirklich der Einzige, den es kalt erwischt hat“, staunten seine Freunde. Folgerichtig war für ihn die Entscheidung keine Wahl, sondern ein „Putsch“. Er konnte es einfach nicht fassen, dass sich die Delegierten anders verhalten hatten, als er es vorgesehen hatte.

Mannheim 1995: Das war das Ende seines Karriere-Durchmarschs, und es sah

* Auf dem Mannheimer Parteitag im November 1995, Scharping gratuliert seinem Nachfolger zur Wahl als SPD-Parteichef.

Starke Worte, schwache Nerven

Beim Mazedonien-Einsatz geht es um den Führungsanspruch von Kanzler Gerhard Schröder und um die Zukunft von Angela Merkel.

Reserveoffizier Eckart von Klaeden probte in den Ferien schon mal „Einsatzplanung“. Auf einem Truppenübungsplatz bei Celle absolvierte der 35-Jährige eine einwöchige Reserveübung bei den Panzergrenadieren. Thema Nummer eins: der Nato-Einsatz auf dem Balkan. „Es gibt unter den Soldaten keine einheitliche Meinung“, so die Erkenntnis des Parlamentarischen Geschäftsführers der CDU/CSU-Fraktion in Berlin. Von Klaeden: „Das geht quer durch.“

Während die einen den Unionsmann bestürmten, die deutsche Zustimmung sei besonders wichtig für ihre Kameraden im Ausland, fanden andere, die CDU müsse bei ihrer Forderung nach mehr Geld für die Bundeswehr hart bleiben. In einem aber, stellte Oberleutnant der Reserve von Klaeden fest, herrschte Einigkeit: Die Entscheidung über den Einsatz sei Sache der Politik.

Doch die Politiker sind genauso uneins wie die Truppe. Die Argumente für und wider den riskanten Einsatz spalten Parteien und Fraktionen. Wenn der Bundestag an diesem Mittwoch über den Mazedonien-Einsatz entscheidet, geht es den Abgeordneten um Bündnistreue, Koalitionsoptionen, Führungsstärke, einigen auch um die Lage auf dem Balkan. Doch vor allem geht es um eine Machtprobe: zwischen der SPD und ihrem Kanzler, zwischen Exekutive und Parlament sowie zwischen Regierung und Opposition. Bis zuletzt ist alles möglich: eine böse Schramme für den Erfolgskanzler Schröder oder ein Überraschungscoup wie bei der Steuerreform vor einem Jahr.

Der Bundeskanzler erhöhte Ende vergangener Woche den Druck. „Ein Bürgerkrieg“, warnte Gerhard Schröder, sei „vermutlich die Folge“, wenn der Westen in Mazedonien nichts tue. Konkrete Fragen des Einsatzes werden in der Regierung freilich nur am Rande behandelt – niemand weiß, wie es in einem halben Jahr in Mazedonien aussieht. Vorsorge für den Fall, dass aus der freiwilligen Entwaffnungsaktion ein Krieg wird, wurde noch nicht getroffen. Ein führender Abgeordneter des Regierungslagers seufzt: „Die Rückfall-Linie ist nicht klar.“

Die Mehrheitsbeschaffung in der SPD läuft auf Hochtouren. Weit mehr als die 28 Genossen, die die Erklärung des Heilbronner Abweichlers Harald Friese unterzeichnet haben, bekunden intern, sie hätten Probleme, der Bundesregierung zu folgen. Das räumt selbst SPD-Fraktionschef Peter Struck ein.

THOMAS KOEHLER / PHALANX

CDU-Chefin Merkel
Wahl zwischen zwei Übeln

„Merkwürdig“ findet es etwa der Berliner Rechtsanwalt Peter Danckert, der mit einem SPD-Mandat aus Brandenburg im Bundestag sitzt, „dass unsere Entscheidung letztlich auf einem Bericht der Nato-Botschafter fußt, den wir gar nicht zu sehen bekommen“. Auch der SPD-Mann Peter Dreßen aus Baden-Württemberg klagt: „Es wird uns doch nur wieder die Hälfte gesagt, im Kosovo-Krieg sind wir ja auch schon reingelegt worden.“

Vor dem Bombardement Serbiens hatten die Minister Joschka Fischer und Rudolf Scharping mit Gräuelgeschichten Stimmung für einen Einsatz gemacht. Bis heute gibt es keine eindeutigen Beweise für die Behauptungen der Ressortchefs für Äußeres und Verteidigung.

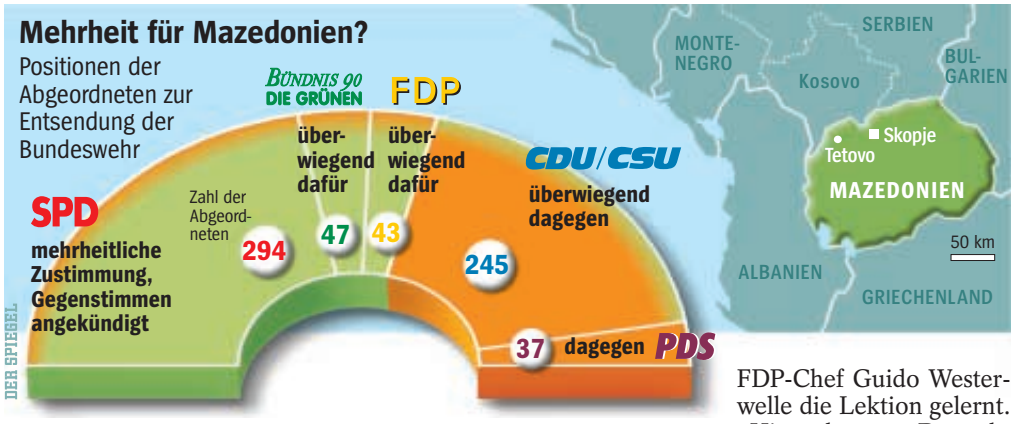
An diesem Montag wollen sich die Zweifler unter Frieses Führung erstmals versammeln, um sich zu verständigen. „Das Kosovo-Syndrom macht die Sache sehr schwer“, räumt Fraktionsvize Gernot Erler ein, der seit voriger Woche versucht, Zauderer von der Operation zu überzeugen.

Erlers Seelenmassage per Handy, Fax und Telefon war der Auftakt einer massiven Kampagne, mit der die Regierung versucht, ihr parlamentarisches Personal auf Linie zu bringen. Letzte Zweifel soll ein fraktionsoffener Abend an diesem Montag zerstreuen. „Wollt ihr tatsächlich die Opposition mit eurem Nein richtig stark machen?“, wird der Kanzler die unsicheren Kantonisten fragen. Wer trotzdem beim Nein bleibt, muss sich vor der Abstimmung beim Fraktionschef erklären.

FDP und Grüne liefern sich derweil ein Wettrennen um die Gunst des Kanzlers. Nach einem Gespräch mit Schröder hat FDP-Chef Guido Westerwelle die Lektion gelernt. „Hier geht es um Deutschland“, erklärte der Liberale staatstragend und machte sich auf, eine Mehrheit zu besorgen.

Aus Angst, von der FDP überflüssig gemacht zu werden, bemühten sich die Grünen umso intensiver um Geschlossenheit. Die Zahl der Einsatz-Gegner, hat Fraktionschef Rezzo Schlauch errechnet, betrage „zwei, vier oder fünf“.

Die SPD-Fraktion gespalten, die Grünen zum Gehorsam verdammt, die Re-



gierung in der Bredouille – eigentlich eine Traumvorlage für die Union.

Gerade noch fühlte sich die CDU/CSU durch die Kritik an Schröders allzu ruhiger Hand im Aufwind. Diesen Montag wollte Angela Merkel ihr Konzept für eine „neue soziale Marktwirtschaft“ vorlegen. Doch wieder wird ein Anlauf der CDU-Vorsitzenden zur Erneuerung ihrer Partei von der Aktualität überschattet – und wieder steht die Führungsfrage im Raum.

Offiziell ist die Linie klar: nein zum Nato-Einsatz der Bundeswehr, wenn Bundeskanzler Schröder den Forderungen nach mehr Geld für die Bundeswehr nicht entgegenkommt. Das aber hat Schröder intern ausgeschlossen – Gespräche ja, wie am Freitag mit Merkel, aber keine Zugeständnisse von Gewicht.

So einmütig, wie deren Wortführer Volker Rühe glauben machen will, stehen die Abgeordneten der CDU/CSU nicht hinter dem früheren Verteidigungsminister. Seine Geldforderung wird zwar einhellig geteilt, doch gegen eine Verknüpfung mit dem konkreten Einsatz in Mazedonien haben nicht nur Hinterbänkler Bedenken, sondern vor allem Experten wie Karl Lamers, Karl-Heinz Hornhues, Ruprecht Polenz und Wolfgang Schäuble. In einem Schreiben an die Fraktionsführung teilte der erfahrene Außenpolitiker Hornhues bereits mit, dass er für den Einsatz stimmen werde. Fraktionschef Friedrich Merz zweifelt offenbar an der eigenen Führungskraft. Bei der Unterrichtung im Kanzleramt erklärte Merz, er werde keinen Zwang auf Abgeordnete ausüben.

Mit starken Worten versuchten die Chefs der Fraktion das Argument der Skeptiker zu zerstreuen, ausgerechnet die staatstragende Union dürfe nicht die atlantische Tradition verletzen. „Wir haben schon Bündnistreue bewiesen, da haben andere noch Steine geworfen“, wettert CSU-Mann Michael Glos. Rühe kanzelt den Einwand gar ab als das „dümmste Argument, das ich gehört habe“.

Doch CDU-Leute wie Polenz oder der Europaexperte Peter Altmaier äußern beharrlich Unbehagen, „wenn Union und PDS gegen die Politik der Nato stimmen“. Ex-Generalsekretär Polenz teilte seinem Kreisvorstand bereits mit: „Ich werde möglicherweise in Konflikt mit meiner Fraktion geraten.“ Vorwürfe blieben zu seiner Überraschung aus, stattdessen gab es reichlich Zustimmung.

In Berlin litt die CDU vergangene Woche dagegen offenbar mal wieder unter Kommunikationsproblemen. Oppositionsführer Merz habe zwar das „eine oder andere Telefonat geführt“, heißt es in der Fraktion, doch weder Rühe noch Merkel befanden es für nötig, sich um die Skeptiker in den eigenen Reihen zu kümmern und ein politisches Schwergewicht wie Ex-Parteichef Schäuble einzubinden.

DARKO BANDIC / AP

Albanische Kämpfer in Mazedonien: *Riskanter Einsatz*

Dabei weiß dessen Nachfolgerin Merkel genau: Die Entscheidung fällt zwar in der Fraktion, doch am Ende würde eine Niederlage nicht Merz angelastet, sondern ihr. Die Chance auf die Kanzlerkandidatur rückte für Merkel noch weiter in die Ferne.

Konkurrent Edmund Stoiber, sonst um keinen Kommentar zur Außenpolitik verlegen, hat bereits vorgesorgt. Über seinen Berliner Vorposten Michael Glos drängt der CSU-Chef auf Ablehnung. Er selbst schweigt wohlweislich, obwohl er im Urlaub sehr wohl zu sprechen wäre.

Gleich zu Beginn der Woche ist Merkels Führungskompetenz gefordert. Sowohl Schäuble als auch Rühe sind entschlossen, ihre widerstreitenden Argumente im Präsidium der Partei offensiv vorzutragen. Von Merkel wird ein Machtwort erwartet. „Im Kern“, sagt ein Präside, „geht es um die Führungsfrage.“

Bei der Abstimmung am Mittwoch steht die Union vor der Wahl zwischen zwei Übeln – als Umfaller oder als Verweigerer aufzutreten. „Egal, wie’s ausgeht“, prophezeit ein erfahrener Abgeordneter, „für uns führt die Sache ins Elend.“

Ralf Beste, Tina Hildebrandt, Horand Knaup

endgültig aus, für die anderen wenigstens. Er aber machte weiter, mit gläsernem Blick – als Stellvertreter dessen, der ihn entthront hatte, mit der Haltung eines Menschen, der Methoden sucht, wie man das eigene Unglück nicht als Unglück erlebt.

Auch seine Ablösung als Fraktionschef der SPD im Bundestag nach dem Regierungswechsel 1998, ebenfalls von Oskar Lafontaine betrieben, lief nach dem gleichen Schema: Scharping glaubte, er werde diesen Kampf gewinnen, aber wie so oft blieb er der Einzige, der das glaubte.

Unverdrossen gab er Monate später vor dem Parteitag, auf dem Gerhard Schröder zum Parteichef gewählt wurde, in Interviews zu verstehen, dass er eigentlich immer noch der Meinung sei, der bessere Mann wäre Scharping.

Heute empört es Rudolf Scharping, dass der SPIEGEL ihn als Pechvogel charakterisiert habe. Dabei war er es selbst, der sich zum Opfer stilisierte, dem nichts gelang, das sich aber brav fügte und mit unfassbarer Selbstüberwindung den Stellvertreter machte. Erst hinter Lafontaine, dem Usurpator. Dann hinter dem Machtmenschen Schröder, der das wurde, was er sich erträumt hatte: Bundeskanzler. Der Mann, der Helmut Kohl bezwang.

Noch gilt der Verteidigungsminister und stellvertretende SPD-Vorsitzende in seiner Partei als einer der führenden Leute. Im Sommer 1999 übertrug ihm Schröder den Vorsitz der Programmkommission, in der

Scharping mäßig motiviert, aber zumindest solide den Takt vorgibt.

Lange hatte Scharping mit der Duldsamkeit der Genossen rechnen können, die ihr schlechtes Gewissen wegen Mannheim 1995 nicht abzuschütteln vermochten. Doch allmählich frisst sich Frust fest über den Mann, der die Partei vom hohen Ross der Demut herab zu gängeln versucht.

Das ist längst passiert, auch ohne sein gezieltes Zutun.

Dass er kaum noch mit Nachsicht bei den Genossen rechnen kann, merkte der frühere Parteichef, als er vorvergangene Woche Kürzungen für junge Arbeitsverweigerer einforderte. Wer nicht zum staatlich organisierten Arbeitsdienst als Umweltschützer oder Altenpfleger antrete, es nicht auch dort wieder toll angefangen? Gewiss, er wäre lieber Fraktionsvorsitzender geblieben, nach dem Sieg der rot-grünen Koalition 1998. Erst nach langem Sträuben zog er auf die Hardthöhe. Er tat es aber auch, weil er damals schon wusste, dass der Job wichtig werden würde im Kosovo-Konflikt.

Ihm hat der Krieg einen politischen Schub verpasst. Und das, obwohl er mit Gräuelmeldungen überdrehte und sogar einen „Hufeisenplan" der Serben als Beleg für seine Völkermordthesen präsentierte – ein Konstrukt des bulgarischen Geheimdienstes, wie sich später herausstellte.

Dann kam der Sparkurs. Mit Geld-Versprechen hatte Wahlsieger Schröder 1998 Scharping auf die Bonner Hardthöhe gekö-

Im Kampf um die nötigen Milliarden für die Bundeswehrreform holte sich Scharping beim Kanzler nichts als Abfuhren.

dert. Bei den Soldaten könne nicht weiter gespart werden, befand der Kanzler, „die sind mit dem Helm an der Decke". Dass der Wehretat tatsächlich nicht angetastet würde, glaubte in Bonn indes kaum einer – außer Scharping.

Dennoch hatte er einen fulminanten Einstieg. Bei Tagungen lauschte er fürsorglich den Klagen und Wünschen der Soldaten und zivilen Beschäftigten. „Endlich einer, der zuhört", jubelten Offiziere, die jahrelang unter dem als „management by terror" berüchtigten Führungsstil des CDU-Vorgängers Volker Rühe gelitten hatten, und priesen das „phänomenale Gedächtnis" und „Detailwissen" des neuen Oberbefehlshabers.

Scharping ließ seinen Planungschef Harald Kujat erst einmal eine „Bestandsaufnahme" anfertigen. „Die Bundeswehr steht vor der Wand", lautete das knappe Fazit: Weil Rühe immer wieder Opfer von Spardiktaten des CSU-Finanzministers Theo Waigel war, fehlte Geld für Ausbildung und Manöver, für Ersatzteile und Reparaturen.

Danach verblüffte Scharping, indem er sogar ein sozialdemokratisches Wahlversprechen einlöste: Er berief eine unabhängige Reformkommission.

Die Leitung vertraute Scharping dem Alt-Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker an. Doch kaum lagen die Ratschläge auf dem Tisch, wischte Besserwisser Scharping sie so brüsk weg wie das konkurrierende Reformkonzept des Generalinspekteurs Hans-Peter von Kirchbach. Gedemütigt schied der aufrechte General in den vorzeitigen Ruhestand.

Scharpings engster Vertrauter, Planungschef Kujat, übernahm. Dessen Reformwerk – 285 000 Soldaten, verkürzter Wehrdienst, Auflösung von rund 40 Garnisonen – billigte das Kabinett im Juni vergangenen Jahres.

MARCO URBAN

Verteidigungsminister Scharping, Kanzler Schröder*: *„Gegenstand von großer Aufregung"*

Schon bei den Wahlen des letzten Parteitags in Berlin im Dezember 1999 erhielt der Verteidigungsminister mit 73,2 Prozent das zweitschlechteste Ergebnis aller Schröder-Stellvertreter. Es war die Quittung für die Auftritte im Kosovo-Konflikt, vor allem aber für die wiederholten Versuche des Ersatzmanns, sich als die bessere Kanzler-Kopie zu präsentieren.

Er führte sich auf wie der Kanzler im Wartestand. „Was soll ich denn tun", fragte er im Oktober 1999 in gespielter Verzweiflung im Fernsehen, „schlechtere Arbeit machen, damit mein Ansehen sinkt?"

postulierte Scharping, dürfe „nicht nur einen Teil", sondern müsse „schließlich jede öffentliche Unterstützung" verlieren.

Obwohl Scharping betont, dass er ähnliche Forderungen schon seit Jahren formuliere, kommentierten Sozialexperten und Gewerkschafter jetzt den überraschenden Vorstoß aus Mallorca als „reine Effekthascherei".

Und nachdem selbst die „Bild"-Zeitung auf Gegenkurs gegangen war („Es gibt Menschen, die auf Sozialhilfe angewiesen sind"), nahm ihn Generalsekretär Franz Müntefering nur halbherzig in Schutz: Scharping habe lediglich die von der Regierung ohnehin geplante Arbeitsmarktreform gemeint – und sei dabei vielleicht ein wenig übers Ziel hinausgeschossen.

Nun bleibt Scharping nur noch das Amt des Verteidigungsministers, um wenigstens Reste seiner Erfolgsfiktion aufrechterhalten zu können. Und hatte

NIKOLAS GIAKOUMIDIS / AP

Bürgerkrieg in Mazedonien: *„Ausgerechnet jetzt"*

* Am 9. August bei einem Besuch von Marineeinheiten vor Rostock.

MARC DARCHINGER / BILD AM SONNTAG

Liebespaar Scharping/Pilati*: *Das private Glück zu einer öffentlichen Schau verkitscht*

Doch im Kampf um die nötigen Milliarden für sein Projekt holte Scharping („Wir schaffen die modernste Verwaltung Deutschlands“) sich bei Finanzminister Hans Eichel und dem Kanzler nichts als Abfuhren – zuletzt im Juni: 49,5 Milliarden Mark, hatte Kujat veranschlagt, seien im Jahr 2002 nötig, mit steigender Tendenz in den folgenden Jahren. Mit 46,2 Milliarden kam Scharping aus dem Kabinett und behauptete, die Reform sei gesichert.

Eine neue Gesellschaft für Entwicklung, Beschaffung und Betrieb (Gebb) unter Leitung der vormaligen Berliner Finanzsenatorin Annette Fugmann-Heesing (SPD), versprach Scharping, werde das fehlende Geld herbeischaffen. Die Agentur, so hatte er angekündigt, werde völlig neue Wege beim Einkauf von Rüstungsgütern, beim Betrieb der riesigen Fahrzeugflotten und Liegenschaften, bei Privatisierung von Bundeswehraufgaben und der Vermarktung unnützer Militär-Areale einschlagen.

Schon hat Scharpings Gräfin der „Bunten“ anvertraut, sie könne sich damit anfreunden, dass ihr Rudolf das Kabinett verlässt.

So wollte Scharping die träge Wehrverwaltung munter machen. „Da ist modernes Management gefragt“, wiederholte er jetzt in der „Bunten“.

Nur: Auch daraus wird nichts. Die Bürokratenapparate in Wehr- und Finanzministerium leisteten erbitterten Widerstand, schoben verfassungsrechtliche Bedenken vor. Der Finanzminister legte der Gebb so enge Fesseln an, dass Reformer Scharping das Unternehmen ebenso gut wieder zusperren könnte.

Dennoch verbreitet der Minister unverdrossen Optimismus: „Sie sehen mich ganz gelassen, guten Mutes.“ Woher nimmt er den? Glaubt er an Wunder?

Aus den Tiefen des Aktenstudiums und der Konferenzsäle müsse er „zurück auf den Feldherrnhügel“, rieten Gehilfen schon vor Monaten. Nur so könne er den Überblick behalten.

Scharping tut das Gegenteil: Er zieht immer mehr Entscheidungen, die Unterlinge treffen könnten, an sich. Die unbearbeiteten Aktenvorgänge stauen sich, und es werden immer mehr. Scharping hat bei Truppenbesuchen im Sommer die Soldaten ermuntert, sich direkt an ihn zu wenden.

Den Uniformierten – und sich selbst – macht Scharping dabei unbelehrbar Mut: Die Reform sei auf „gutem Weg“, das Finanzproblem „beherrschbar“.

Allerdings nehmen die Untergebenen solche Sprüche meist nur noch ungläubig zur Kenntnis. Die Planer um Generalinspekteur Kujat befürchten längst den großen Crash.

Schon hat Scharpings Gräfin der „Bunten“ anvertraut, sie könne sich mit dem Gedanken anfreunden, dass ihr „Bundeswehrmanager“ das Kabinett verlasse. Liebäugelt er mit dem Ausstieg? „Es wird genauso bleiben, wie es ist“, setzte der Minister vergangene Woche dagegen: „Ich habe die Bundeswehrreform als Aufgabe. Und wenn die Wähler wollen und der Kanzler auch, dann bringe ich sie zu Ende.“

Bei solchen Versicherungen kriegt Rudolf Scharping wieder jenen starren Blick, der vermuten lässt, er weile fern von dieser Welt.

Er ist eben Politiker, so wie er immer Politiker gewesen ist, für den es nichts anderes mehr gibt. Ohne Verständnis reagiert er, wenn er gefragt wird, ob er seine Berufswahl bereue – nein, wieso? Es geht ihm schließlich um die Sache, und der Sache zuliebe kann es wichtig sein, dass einer wie er in der ersten Reihe steht, der wirklich dazu taugt.

Natürlich kann sich Rudolf Scharping schon denken, wie in Offizierscasinos und Parlamentskantinen derzeit über ihn geredet wird. Er sieht ja, dass es offenbar „ein großes öffentliches Bedürfnis“ gibt, Leute, die ihre Pflicht tun, als gestresst und am Ende ihrer Kraft sehen zu wollen: „Das ist das Leitbild, das wird akzeptiert.“

Aber wenn einer seine Pflicht tut und dann auch noch privat glücklich ist wie er, „dann wird man Gegenstand von großer Aufregung“.

Immer schon hat es Scharping höchst verwunderlich gefunden, dass er als „Kopfmensch“ galt: „Da kann ich nur die Achseln zucken.“ Nicht nur zum Leben, auch zur Politik habe er „einen eher emotionalen als rationalen Zugang“.

Und seine Kühle? Die spröde Künstlichkeit der Gesten? Der predigerhafte Vernunftton? Alles Schutz. Alles Selbsterziehung.

Rudolf Scharping hat sich bemüht, jedes Gefühl aus seinen öffentlichen Auftritten zu verbannen. Er hat seinen Körper zum Panzer versteift gegen Leidenschaften, Ängste und Beschämungen, sein Gesicht lange unter dem Bart verborgen. Aus Gesten und Redeweise richtete er eine affektschluckende Wand auf zwischen sich und seiner Umwelt. „Ich bin als Politiker nicht dazu da, die emotionalen Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen“, pflegte er einst zu sagen.

Nun ist er verliebt, und plötzlich sollen alle seine Gefühle sehen. Rudolf Scharping redet von Erotik, Glut und Weißglut, und manchmal liest er mit der Gräfin Pilati sogar Gedichte, Hermann Hesses „Stufen“ zum Beispiel: „Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!“

Horand Knaup, Jürgen Leinemann, Alexander Neubacher, Hartmut Palmer, Barbara Supp, Alexander Szandar

* Aus „Bild am Sonntag“ vom 12. August.